



Peter Köhler

Als Marx im Lotto gewann

Kleine Geschichten  
über große Geister

Eulenspiegel Verlag

## Inhalt

Auf die Zukunft!	7
Daheim bei Reformators	12
Wenn die Mutter mit dem Sohne	24
Was soll aus dem Jungen bloß werden?	42
Schiller in Arbeit	55
In der Patsche der Apatschen	61
Die Terroristin	66
Der Krieger und die Königin	76
Auf dem Pfad zur Erleuchtung	95
Jahwes bester Mann	119
Als die Klosterfrau zu Melissengeist einlud	127
Goethe in Pflege	142
Worüber der Prophet einmal schmunzeln musste	149
Bundessepp und Bundesteddy	160
Shakespeares letzter Akt	171
Ganz unten	181

## Auf die Zukunft!

Ungläubig starrte Karl Marx auf den Fernseher. »Unfassbar!«, murmelte er und kniff Jenny, die neben ihm auf dem zerschissenen Sofa hockte, in den Arm.

»Au! Du tust mir weh!«

»Also ist es die objektive Wirklichkeit«, staunte Marx. »Sechs Richtige! Jenny, wir sind reich!«

»Lass uns erst noch mal die Zahlen vergleichen«, zögerte die kritischer veranlagte Jenny noch.

Marx wusste sie auswendig: »Die 18 und die 48, die 19 und die 17, dann die 45 und die 49!« Er wedelte mit dem Durchschlag von der Toto-Lotto-Annahmestelle: »Exakt unsere Zahlen, die wir seit Jahren tippen, Jenny! Hol den Champagner!«

»Wir haben keinen Champagner.«

»Dann den Wein!«

»Wir haben keinen Wein.«

»Was haben wir denn?«

»Wasser, falls die Stadtwerke heute Abend die Sperre aufgehoben haben. Du hast doch am Nachmittag den Betrag bei der Bank eingezahlt?«

»Ähm ... äh ...«

»Karl!«

»Ich ... na ja ... ich war in der Bibliothek und ... ich habe ... ich bin ... und als ich auf die Uhr sah, hatte die Bank schon zu! Aber ... dafür bin ich mit meiner Ricardo-Lektüre gut vorangekommen! Wusstest du, dass zwischen dem Tauschwert

der Ware und der zu ihrer Produktion aufgewandten Arbeitskraft, gemessen in Zeit, in Wahrheit ...«

»Nein, Karl! Das will ich nicht wissen! Und was soll das mit der Zeit, wenn du nicht mal welche hast, um eine Wasserrechnung zu bezahlen!«

»Jenny, ich ...«

»Ach, du!! Du bist und bleibst ...«

»Mama, Papa, warum streitet ihr euch? Ich kann nicht schlafen!«

Die kleine Laura stand im schmutzigen Nachthemd in der Tür, im Arm ihren abgeliebten Teddy, dem ein Auge und ein Arm fehlten.

»Ach Schatz, wir streiten uns doch nicht«, säuselte Jenny. »Wir freuen uns so sehr, weil wir im Lotto gewonnen haben! Wir haben den Jackpot geknackt!«

»Wir sind reiche Leute!«, rief Marx. »Jetzt ist es vorbei mit dem Leben in Sperrmüllmöbeln und dem Fraß von der Londoner Tafel! Ab sofort sind Kaviar, Austern und Schampus angesagt!«

»Und für euch Bonbons ohne Ende!«, ergänzte Jenny.

»Ich gehe und hole was!«, rührte Marx. »Und du, weck Jenny und Tussy! Wir feiern!«

Während seine Frau die beiden Töchter weckte, kaufte Marx von dem Wassergeld zwei Flaschen Sekt und eine Tüte Prickel Pit beim Kiosk um die Ecke, denn anschreiben lassen konnte er nicht mehr. Als er zurückkam, saßen oder lagen alle um den niedrigen Couchtisch, dessen viertes Bein ein paar Exemplare des »Kommunistischen Manifests« bildeten.

Marx riss die Tüte auf, entkorkte die Flasche und reichte sie seiner Frau, die den ersten Schluck nahm und sie dann reihum kreisen ließ. »Aber nur nippen!«, ermahnte Jenny die Kinder, während sich Karl ungeduldig die Lippen leckte.

Als sie hinterher beschwipst im Bett lagen, kuschelte sich Jenny wohligh an Karl. »Was machen wir nur mit all dem Geld?«, fragte sie träumerisch.

»Ich kann mir endlich den Ricardo kaufen und muss nicht mehr in die Bibliothek fahren!«, antwortete Karl.

»Zuerst einmal kannst du endlich zum Frisör«, neckte ihn Jenny, die von beiden die realistischere Denkerin war. »Im Ernst: Wir können die Wände tapezieren, uns Auslegeware leisten, sodass wir nicht mehr über den Estrich laufen müssen ...«

»Neue Möbel anschaffen, eine richtige Sitzgarnitur mit Schrankwand ... auch für die Sitzungen von der Internationalen Arbeiterassoziation! So was haben die Genossen noch nie gesehen!«

»Und natürlich eine Einbauküche ...«

»Jeden Tag Hummersalat und Château Margaux und nicht nur, wenn Friedrich die Güte hat, uns zum Essen auszuführen ...«

»Du könntest die Arbeit am Kapital sein lassen und was Vernünftiges tun, etwas, wozu du wirklich Lust hast ...«

»Ja, wilde Gedichte schreiben, genau wie Heinrich in Paris!«

»Und apropos Kapital, du könntest eigentlich eine Fabrik aufmachen. Du weißt doch jetzt, wie man das macht.«

»Na ja ...«

»Aber klar! Bisher hast du die Welt nur interpretiert, Karl, jetzt können wir unsere verändern. Das heißt, zuerst müssen wir natürlich unsere Schulden beim Bäcker, Metzger und Schuster bezahlen.«

»Nur keine Eile!«, wehrte Karl ab. »Wir ziehen doch sowieso hier weg.«

»In eine eigene Villa«, rief Jenny enthusiastisch, mit der nun doch die Gäule durchgingen: »Mit fünf Schlafzimmern

und siebzehn Bädern! Dann laden wir meine Eltern ein. Die werden Augen machen! Endlich standesgemäß leben ... Von wegen, ich hätte einen Nichtsnutz und Galgenstrick geheiratet ... Wir werden glanzvolle Partys geben!«

»Stell dir Ferdinand vor, deinen feinen Herrn Halbbruder, diesen reaktionären Sack von preußischem Innenminister! Wenn der sieht, was bei uns abgeht!«

»Dem wird es die Sprache verschlagen. Unsere Töchter werden Barone und Prinzen heiraten!«

»Nein, mit dahergelaufenen Ministern geben sie sich nicht ab!«

»Wir müssen natürlich auch was für die Kinder zurücklegen«, warf Jenny ein.

»Ja natürlich. Wenn wir für die vier ...«

»Vier?! Wieso vier?!« Jenny war mit einem Schlag nüchtern, löste sich von Karl und richtete sich auf. »Wie kommst du auf vier? War der Frederick etwa doch ...«

»Aber nein, auf keinen Fall!« Karl war blass geworden. »Frederick ist Friedrich sein Balg, das weißt du. Hat Lenchen doch selber zugegeben!«

»Nur seltsam, dass der Frederick dir so ähnlich sieht, Karl. Wie aus dem Gesicht geschnitten!«

»Das kommt, weil Friedrich und ich seit Jahrzehnten die besten Freunde sind. Das färbt eben noch mehr ab, als man denkt.«

»Ach, ist das der neue dialektische Materialismus?«

»Davon verstehst du nichts. Überhaupt, was hätte ich denn mit dieser, wie hieß sie gleich ... na, mit dieser Dings ... Helene Demuth anfangen sollen, wo ich dich habe, Jenny!«

»Jaja. Red du nur. Ich schlafe jetzt.«

Obwohl die Marxens es niemandem erzählten, hatte sich die Nachricht von ihrem Sechser im Lotto in Windeseile her-

umgesprochen. Schon am übernächsten Tag kam ein Telegramm von Friedrich Engels, der sie beglückwünschte. Dabei hatte Karl Marx gerade vor ihm den Lottogewinn so lange wie möglich verheimlichen wollen, um noch eine Weile die Überweisungen von dem reichen Freund einzusäckeln. Noch einen Tag später stand die ganze Bagage vor der Tür: der Michail, der August, die Rosa, der Wladimir, der Josef, der Leo, der Walter und der Erich, die alle nichts zu verlieren hatten außer ihrer blendend guten Laune. »Revolutionäre aller Länder, vereinigt euch!« brüllend, stürmten sie die Wohnung.

»Wo ist der Chateau Lafitte?«, fragte Michail.

»Wir müssen auf unseren Sechser anstoßen!«, rief Wladimir.

»Für mich einen Prosecco!«, fiel Rosa ein und hob die Stimme: »Freiheit ist immer auch die Freiheit der anderen Trinkenden!«

»Ich habe bereits einen Plan gemacht, wie wir das Geld verwenden und was wir binnen fünf Jahren damit erreichen.« Walter zog einen Stapel Papiere aus seiner abgeschabten Aktentasche, die er seit seiner Zeit in Moskau nicht aus der Hand gab.

»Keinen Groschen an Trotzki!«, drängte Josef alle anderen zur Seite und umarmte Karl. Eine Woche später löste sich alles in Wohlgefallen auf, als der Mann von der staatlichen Lottogesellschaft kam und die Marxens den Durchschlag des Tippscheins vorweisen mussten, um die siebeneinhalb Millionen Pfund Sterling in Empfang zu nehmen: Er war nicht aufzutreiben. Karl musste ihn in seiner Zerstretheit als Toilettenpapier verwendet haben ... Richtiges konnten sie sich ja nicht leisten! Der bürgerliche Traum von Reichtum und Aufstieg hatte sich als Papiertiger erwiesen. Fortan bestimmte wieder das Sein Karls Bewusstsein.

Genau werdet Ihr's womöglich niemals erfahren. Vielen ergeht es auf diese Weise. Aus purem Schabernack.«

»Klingt, als spielten wir in einer Komödie mit.«

»Einer göttlichen!«, stimmte Dante sarkastisch zu. »Was wart Ihr von Beruf, wenn Ihr mir die Frage erlaubt?«

»Po...« Schröder stockte, »Schriftsteller!« Schließlich wollte er sich als intelligenter Mensch ausgeben und hatte ja zwei Bücher abgesondert. Dass das eine »Entscheidungen. Mein Leben in der Politik«, das andere »Klare Worte« hieß und genauso Schrott war, behielt er für sich, aber dass er für das erste zwei Millionen Euro Vorschuss eingesackt hatte, verkündete er stolz. Dante schien nicht beeindruckt.

»Schriftsteller also seid Ihr von Profession«, nickte er und zwinkerte Schröder zu. »Dann habt Ihr hoffentlich keine Dutzendware verzapft! In solchem Falle würdet Ihr zum Mainstream gerechnet werden und müsstet ewig, verzeiht mir meine unschickliche Wortwahl, in einem Strom aus Scheiße schwimmen. Habt Ihr das Privileg genossen, eine Kunst studieren zu dürfen?«

»Kunst?«, fragte Schröder. »Ach so, ja. Jura. Ist auch eine rechte Kunst.«

»So rechnet damit, mein Freund, in einer Tour nach Recht und Gesetz gerädert und gepfählt zu werden. Es ist das reinste Inferno, sage ich Euch! Das Wasser in den Kochtöpfen dagegen ist einigermaßen sauber und wird wöchentlich erneuert.«

»Wer denkt sich das alles aus!« Schröder wurde es allmählich zu viel.

»Nun, was meint Ihr?«

»Satan?« Schröder klaubte die Bruchstücke seines als Konfirmant aufgesammelten Wissens zusammen: »Luzifer?«

»Das sind die Manager, die leitenden Angestellten. Früher

nannte man sie Diener des Allerhöchsten, sie waren Mitglieder von Gottes Hofstaat.«

»Was machen sie dann hier?!«

»Sie sind arbeitslos geworden, weil es da oben sehr wenig zu tun gibt. Deshalb hat Gott sie entlassen, und jetzt haben sie hier unten Jobs auf Ein-Euro-Basis bekommen.«

Schröder kam nicht umhin, dem da oben Anerkennung zu zollen. »Wie ist der große Zampano eigentlich? Was macht er so?«

»Den Allmächtigen kriegt kaum jemand von Angesicht zu Angesicht zu sehen.« Dass er dieses Anrecht verwirkt hatte, weil er in einem Buch geprahlt hatte, schon zu Lebzeiten das Paradies besucht zu haben und Gottes angesichtig geworden zu sein, verschwieg Dante. Dabei hatte er das alles nicht ernst gemeint! Aber Humor ist nicht jedermanns Sache.

Schröder kramte eine Erinnerung aus dem Religionsunterricht hervor: »Ich dachte, hierher kommt nur, wer eine der sieben Todsünden begangen hat. Also äh ... Hochmut, das heißt Stolz, und ... äh ...« Schröder stockte in einem Moment der Selbsterkenntnis.

»Und Neid, Zorn, Trägheit, Habsucht, Völlerei, Wollust«, vollendete Dante die Aufzählung. »Darum macht hier niemand viel Aufhebens, derlei ist nicht schlimmer als alles andere, was dem HErrn nicht passt. Indes«, Dante änderte den Tonfall ins mehr Vertrauliche, »lieber Freund, Ihr seid doch, wie mich dünkt, ein wenig herumgekommen: Sagt, habt Ihr irgendwo ein gar hübsches Frauenzimmer erblickt? Beatrice ist ihr holder Name, Beatrice Portinari. Ich suche sie seit über siebenhundert Jahren!«

»Nee, tut mir leid.«

»Schade.« Dante gab ihm die Hand: »Meine Mittagspause ist vorbei. Entschuldigt mich, ich muss zu Vergil und wieder

sein Cicerone sein. Es war mir ein Vergnügen, Euch kennengelernt zu haben!«

Schröder zog weiter und wurde bald von einem Hilfsteufel aufgehalten, der schon lange nach ihm fahndete. Schröder wurde es mulmig. Er wusste, dass ihm schon auf der Erde viele die Pest an den Hals gewünscht hatten. »Arbeiterverräter«, »Lakai der Wirtschaft«, »Speichellecker der Konzerne« hatte man ihn geschimpft. Dass ein Parvenü wie er, der an seine niedere Herkunft nie mehr erinnert werden wollte, nicht endlos aufsteigen und in den Himmel kommen konnte, hätte ihm vorher klar sein können. Aber der Himmel war wahrscheinlich sowieso leer und langweilig. Und wenn dort Leute wie Marx, Bebel oder Brandt sein sollten, wäre er für ihn schlimmer als die Hölle.

»Wir hatten eigentlich vor, Sie in den Kreis der Politiker aufzunehmen«, sagte das Teufelchen. »Dort ist das Dasein kein Zuckerschlecken, denn je nach Vergehen werden sie in Eis gepackt oder in einen kochenden Blutsee oder in siedendes Pech geworfen«, Schröder nickte unwillkürlich, »aber man hat entschieden, dass das für Sie nicht hart genug wäre.«

Schweigend gelangten sie in den großen Saal zurück. Der Hilfsteufel nahm wieder das Wort: »Die größte Pein für Sie ist, bis in alle Ewigkeit unter kleinen Leuten zu sein, unter den Habenichtsen, den nicht zuletzt durch Sie Erniedrigten und Beleidigten.« Schröder protestierte, aber niemand achtete auf seine Worte. Der teure Anzug wurde ihm vom Leib gerissen, die Zigarre in der Brusttasche fiel heraus und wurde zertreten, der silberne Löffel, den er in der Hosentasche verbarg, wurde ihm tief in den Mund geschoben. So verstand ihn niemand, als er noch zu handeln versuchte und seine schönen Millionen aus den Geschäften mit seinem lupenreinen Freund Wladi ins Spiel bringen wollte. Nichts als Grinsen

war die Antwort, während er bis auf die Haut entkleidet wurde. Auf einen Wink kam ein weiteres Teuflein mit der Forke: »Es ist alles bereit! Das Wasser kocht schon!«, und trieb Schröder an einen Topf in der Nähe von Mutter und Stiefvater. Zwei Spießgesellen warteten bereits, packten ihn und warfen ihn mit einem lauten »Basta!« ins brodelnde Wasser. Schröder schrie und ruderte heftig mit Armen und Beinen, doch jedes Mal, wenn er an den Rand kam und sich herausangeln wollte, stießen ihn die beiden zurück und riefen »Ha, ha, ha!«.

Eulenspiegel Verlag –  
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-359-03066-9

1. Auflage

© 2024 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,  
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu vervielfäl-  
tigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Verlag, unter Verwendung eines Motivs  
von Stefan Siegert  
Printed in EU

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)